international

«Wir waren keine Schweizer geworden, waren aber auch keine richtigen Italiener mehr»

In den sechziger Jahren kamen Hunderttausende von Gastarbeitern aus Süditalien in die Schweiz. Ein Teil von ihnen kehrte Jahrzehnte später zurück und musste feststellen, dass die Heimat nicht mehr die gleiche war. Vier Rückkehrer erzählen vom Leben zwischen zwei Welten.

Andrea Spalinger, Text; Gianni Cipriano, Fotos

Giuseppe Nardoia reiste mit 18 Jahren zum ersten Mal in die Schweiz. Er kann sich noch genau an den Tag erinnern, an dem er den Zug Richtung Norden bestieg. Es war der 16. August 1964. «Mir war ganz schön mulmig zumute», erzählt der 74-Jährige in der grossen Wohnküche seines Bauernhauses in Ferrazzano, einem Dorf in der süditalienischen Region Molise. «Vor der Arbeit graute mir nicht. Seit ich 13 war, hatte ich auf dem Hof der Eltern gearbeitet. Aber ich wusste nicht, wo die Schweiz liegt, und hatte keine Ahnung, was mich dort erwartete.»

Giuseppe Nardoia und Marta Rocco auf ihrem Hof in Molise.

Giuseppe Nardoia und Marta Rocco auf ihrem Hof in Molise.

Giuseppes Schweizer Aufenthaltsbewilligung aus den sechziger Jahren.

Giuseppes Schweizer Aufenthaltsbewilligung aus den sechziger Jahren.

Giuseppe stammte aus einer armen Bauernfamilie, und das Stück Land der Eltern war viel zu klein, um allen acht Kindern ein Auskommen zu bieten. Andere Arbeit gab es in der Gegend jedoch kaum, und wie viele schlecht qualifizierte junge Männer sah er sich zur Auswanderung gezwungen. Da ein älterer Cousin als Saisonnier in Bürglen im Kanton Uri arbeitete, wollte auch Giuseppe dort sein Glück versuchen und fand sofort Arbeit bei einer Baufirma.

Für den blutjungen Süditaliener war es ein kultureller Schock. «Anfangs fand ich mich schwer zurecht. Ich hatte als Landei keine Ahnung von Baumaschinen und Werkzeugen», erzählt er nach Feierabend bei einem Glas selbstproduzierten Wein. «Das grösste Problem war aber die Sprache. Auf den Schweizer Baustellen wurde damals zwar fast ausschliesslich Italienisch gesprochen. Trotzdem verstand ich kaum ein Wort. Ich sprach ja nur Moliser Dialekt!»

Elf Jahre lang schuftete Giuseppe auf Baustellen in Zürich, Dübendorf, Luzern, am Gotthard und wo immer man ihn gerade brauchen konnte. Im Winter kehrte er nach Ferrazzano zurück. Im Frühjahr suchte er sich neue Arbeit in der Schweiz.

Er habe schnell kapiert, dass man sich anstrengen müsse, um es dort zu etwas zu bringen, erinnert sich der ehemalige Saisonnier. Anfangs asphaltierte er Strassen. Dann stieg er zum Kranführer auf und schliesslich gar zum Baustellenleiter. Der Bauer mit dem wettergegerbten Gesicht und dem warmen Blick scheint es sichtlich zu geniessen, über die alten Zeiten zu reden. Aus einer grossen Schublade kramt er alte Lohnausweise und Zeugnisse hervor und zeigt stolz, wie viel er in der Schweiz verdient hat.

Anfangs waren es um die 500 Franken brutto im Monat – für italienische Verhältnisse damals ein kleines Vermögen. «Bevor ich das erste Mal in die Heimat zurückkehrte, kaufte ich mir Anzug, Mantel und Hut. Was für ein Aufsehen ich damit im Dorf erregte!»

Der flotte Gastarbeiter wurde zum Vorbild für andere im Ort. Zwei seiner Brüder und zahlreiche andere Bauernsöhne folgten ihm in den kommenden Jahren in die Fremde.

Die Arbeitsmigration in die Schweiz hatte im grossen Stil mit der Industrialisierung und Infrastrukturprojekten wie der Gotthardbahn im späten 19. Jahrhundert begonnen. Mit dem Wirtschaftsboom nach dem Zweiten Weltkrieg setzte eine zweite Welle ein. Gelockerte Einwanderungsgesetze begünstigten die Zuwanderung von sogenannten Gastarbeitern. Zwischen 1950 und 1970 zogen jährlich Hunderttausende von Italienern in die Schweiz. Die meisten stammten aus dem Süden, der kaum vom damaligen Wirtschaftswunder im eigenen Land profitierte. Anfang der siebziger Jahre lebten rund eine Million Einwanderer in der Schweiz, über die Hälfte von ihnen waren Italiener.

Giuseppes Leben war hart. Unter der Woche wohnte er mit anderen Gastarbeitern in schäbigen Baracken neben der Baustelle. Die Wochenenden verbrachte er in Altdorf, wo er durch einen glücklichen Zufall bei einem wohlhabenden älteren Landsmann untergekommen war. So etwas wie Freizeitvergnügen kannte er nicht. Auch am Wochenende arbeitete er, dann meist schwarz als Handwerker oder als Seilbahn-Reparateur.

Mit dem Geld, das er verdiente, konnte er seine Eltern unterstützen und genug auf die Seite legen, um sich in Ferrazzano ein Stück Land zu kaufen und ein Haus zu bauen. «Ich bin der Schweiz gegenüber sehr dankbar», sagt Giuseppe. «Ich habe dort immer Glück gehabt. Mit den Jobs. Mit den Chefs. Mit den Mitmenschen.» Er habe sich aber auch immer vorbildlich benommen, fügt er schnell hinzu und meint damit offensichtlich, dass er geschuftet habe, ohne aufzumucken.

Obwohl man die ausländischen Arbeitskräfte in der Bauwirtschaft, in Fabriken und in Handwerksbetrieben dringend brauchte, wurden sie von der einheimischen Bevölkerung misstrauisch beäugt. Mit der Lockerung der Einwanderungsgesetze nahm der Fremdenhass im Laufe der sechziger Jahre zu. In Zürich wurde die erste Anti-Italiener-Partei gegründet. Eine Volksinitiative des rechten Publizisten und Nationalrats James Schwarzenbach forderte die Beschränkung des Ausländeranteils auf 10 Prozent, was bedeutet hätte, dass rund 350 000 mehrheitlich italienische Gastarbeiter die Schweiz hätten verlassen müssen. Der Vorstoss wurde im Juni 1970 vom Volk knapp verworfen.

Mit der Schwarzenbach-Initiative habe sich das Klima verschlechtert, erinnert sich Giuseppe. Die Einheimischen hätten häufiger rassistische Bemerkungen gemacht. «Einige beschwerten sich in der Kneipe auch darüber, dass wir ihnen die Arbeit wegnähmen. Dabei hatten wir Jobs, die kein Schweizer machen wollte.»

Während des Heimaturlaubs im Winter 1970 verliebte sich Giuseppe in die 16-jährige Marta Rocco. Vier Jahre lang führten die beiden eine Beziehung auf Distanz. Dann zog Marta mit ihm in die Schweiz. «Ich war dort sehr glücklich», erzählt die temperamentvolle 66-Jährige in nur schwer verständlichem Dialekt. «Ich fand Arbeit in einer Schuhfabrik, die machte mir grossen Spass.»

Nach einem gemeinsamen Jahr in der Fremde entschieden die beiden im Dezember 1974 jedoch, nach Molise zurückzukehren. Auf die Frage, was sie dazu bewogen habe, schweigt das sonst so gesprächige Paar betreten. «Es war der grösste Fehler unseres Lebens», sagt Marta nach einer längeren Pause. «Die reinste Dummheit! Uns ging es in der Schweiz so gut!»

Schwarzenbach habe zu ihrem Entscheid beigetragen, erklärt Giuseppe. «Wenn wir persönlich auch keine Probleme mit den Schweizern hatten, die zunehmende Fremdenfeindlichkeit machte uns schon Sorgen.» Die beiden hatten 1974 geheiratet und erwarteten ihr erstes Kind. Ihr Haus war fast fertig, und Giuseppe bekam ein Angebot für eine Stelle als Bauleiter. «Es schien damals ein schöner Gedanke, hier ein neues Leben zu beginnen», erzählt Marta. «Die Realität holte uns aber schnell ein. Nichts funktionierte. Es dauerte drei Jahre, bis wir endlich einen Stromanschluss und damit Licht und eine Heizung hatten. Hinzu kam die unsägliche Bürokratie, die das Leben in allen Bereichen erschwerte. Wir bereuten es schon bald, dass wir zurückgekommen waren.»

Giuseppe arbeitete nach der Rückkehr auf dem Bau. Gleichzeitig bauten er und seine Frau einen der erfolgreichsten Betriebe im Ort auf. Sie produzieren Olivenöl, Wein, Obst und Gemüse für den lokalen Markt und züchten einheimische Apfel- und Birnensorten, um diese vor dem Aussterben zu bewahren. Seit er in Pension gegangen ist, konzentriert sich Giuseppe ganz auf die Landwirtschaft. Sie sei sein Hobby, meint er verschmitzt, auch wenn es sich weiterhin eher um eine Vollzeitbeschäftigung handelt.

Das Paar war nach seiner Rückkehr vor 46 Jahren nie mehr in der Schweiz. Sie hätten weder das Geld noch die Zeit dazu gehabt, sagen sie bedauernd. Ihr Bild von der Schweiz ist entsprechend verstaubt und idealisiert. In ihrer Erinnerung ist sie zum Paradies auf Erden geworden. Die harte Arbeit, die Entbehrungen und die Beleidigungen haben sie verdrängt. Zur beschönigten Bilanz trägt auch bei, dass der ehemalige Gastarbeiter, seit er 65 ist, monatlich eine Schweizer Rente von 300 Franken bekommt.

Carmelo Vecchio und Giuseppa Formica emigrierten Anfang der sechziger Jahre unabhängig voneinander aus Sizilien in die Schweiz. Sie schloss sich als 19-Jährige aus Abenteuerlust ihrem älteren Bruder an und fand in Seon im Kanton Aargau eine Stelle in einer Verpackungsfabrik. Er zog mit 21 eher widerwillig los, weil er als Möbelschreiner in Sizilien keine Arbeit mehr fand. Er landete in Lenzburg und wurde dort von einer bekannten Möbelfirma eingestellt.

Eine Erinnerung an die über zwanzig in Lenzburg verbrachten Jahre.

Eine Erinnerung an die über zwanzig in Lenzburg verbrachten Jahre.

Carmelo Vecchio und Giuseppa Formica im Garten vor ihrem Haus in Sizilien.

Carmelo Vecchio und Giuseppa Formica im Garten vor ihrem Haus in Sizilien.

«Der Anfang war sehr hart», erinnert sich die heute 79-jährige Giuseppa bei Kaffee und köstlichem lokalem Gebäck in ihrem Haus in Linguaglossa, einer kleinen Stadt zwischen Messina und Catania. «Ich stand jeden Morgen um 5 Uhr auf, um rechtzeitig

bei der Arbeit zu sein. Abends musste ich für meinen Bruder kochen und Wäsche machen. Auch am Samstag wurde gearbeitet, und das für 1 Franken 40 pro Stunde!»

Nach drei Jahren zog Giuseppa enttäuscht zurück nach Sizilien. Carmelo, der sich bei einer kurzen Begegnung in sie verliebt hatte, machte sie später aber dort ausfindig und überredete sie, mit ihm zurück nach Lenzburg zu ziehen. Mit einem Ehemann sei das Leben in der Schweiz sehr viel interessanter geworden, sagt sie. 1970 wurde ihr Sohn geboren, zwei Jahre später ihre Tochter. Anders als viele italienische Gastarbeiter verbrachte Carmelo seine Zeit nicht nur mit Arbeit. «Wir haben auch gelebt», stellt seine Frau zufrieden fest. «Am Sonntag haben wir uns oft ins Auto gesetzt und sind nach Luzern, Thun oder an den Rheinfluss gefahren. Die Schweiz war wunderschön. Am meisten liebte ich die Geranien an den Fenstern.»

Wer in Fabriken und Handwerksbetrieben arbeitete, gehörte zu den Privilegierteren. Im Gegensatz zu den auf Baustellen tätigen Saisoniers bekam Carmelo eine Aufenthaltsbewilligung für ein ganzes Jahr, später für zwei Jahre und dann für fünf. Um denjenigen zu helfen, die weniger Glück hatten, arbeitete er als Freiwilliger für einen Verein, der Italienern im Umgang mit den Schweizer Behörden oder bei finanziellen und arbeitsrechtlichen Problemen half. «Da habe ich gesehen, dass viele regelrecht ihr Leben opferten, um Angehörige in der Heimat zu unterstützen oder ein Haus zu bauen», erzählt der 80-Jährige.

Viele der Migrant*innen leisteten härteste körperliche Arbeit und hausten in beengten Gemeinschaftsunterkünften. Der Familiennachzug war bis Mitte der sechziger Jahre sehr schwierig. Die meisten verbrachten einen Grossteil des Jahres ohne ihre Frauen und Kinder. Andere liessen den Nachwuchs alleine bei den Grosseltern zurück, und einige versteckten ihn auch vor den Schweizer Behörden. Laut zeitgenössischen Medienberichten soll es in den sechziger Jahren in der Schweiz rund 15 000 solcher klandestiner Kinder gegeben haben.

«Da spielten sich teilweise herzzerbrechende Familiendramen ab», erinnert sich Carmelo. Seine Kinder gingen in Lenzburg zur Schule und fühlten sich in der Schweiz zu Hause. Sizilien kannten sie nur von Besuchen in den Sommerferien. Auch seine Frau fühlte sich wohl in der Schweiz, ihr gefiel vor allem der Bürgersinn. «Die Schweizer werfen nicht einfach den Abfall aus dem Autofenster», sagt sie. «Sie interessieren sie sich auch für das, was ausserhalb ihres Hauses passiert.»

Carmelo hingegen vermisse die Herzlichkeit und die Hilfsbereitschaft der Sizilianer. «Die Schweizer waren zu uns immer höflich und korrekt, aber auch nicht mehr», stellt er fest. «Zum Arbeiten war es dort gut. Sonst habe ich mich aber nie richtig heimisch gefühlt.»

Nach über 23 Jahren in der Schweiz entschieden Carmelo und Giuseppa 1985, in die Heimat zurückzukehren. «Wir realisierten plötzlich, dass wir wegen der Kinder nicht länger warten konnten. Die beiden hätten sich sonst nicht mehr eingelebt», erklärt die Mutter. Die Tochter war zu diesem Zeitpunkt 12 Jahre alt, der Sohn 14. Vor allem für ihn war es traumatisch, aus seinem Aargauer Alltag und seinem Freundeskreis gerissen zu werden.

Auch für Giuseppa war die Rückkehr aber nicht einfach. «Die meisten Verwandten und Freunde waren in der Zwischenzeit weggezogen», erzählt sie. «Im ersten Jahr habe ich mich sehr einsam gefühlt. Das hatte auch damit zu tun, dass ich in der Schweiz selbständiger war. In Lenzburg bin ich zur Bank und auf die Behörden gegangen. Hier in Sizilien macht solche Besorgungen der Mann.»

«Wir waren keine Schweizer geworden, waren aber auch keine richtigen Italiener mehr», sagt Carmelo. «In Sizilien läuft leider vieles nicht so, wie es sollte. Das machte es am Anfang auch bei

der Arbeit schwierig.» Rückblickend bereuen die beiden ihre Rückkehr aber absolut nicht. «Nein, nein, nein!», antworten sie wie aus der Pistole geschossen. «Wir sind sehr glücklich hier. Das ist unser Land und unsere Kultur!»

Beim Gang durch ihr grosses Haus, von dessen Terrasse aus man den wolkenbedeckten Gipfel des Ätna sehen kann, zeigt Carmelo stolz die Möbel, die er noch in Lenzburg für das künftige Heim geschreinert hatte. Nach der Rückkehr bekam er in Linguaglossa einen Job als Polizist. «Wir Sizilianer sind anpassungsfähig», sagt er lachend, «und eine sichere staatliche Stelle lehnt hier niemand ab.»

Seit der Pensionierung steckt er seine ganze Energie in den Gemüsegarten hinter dem Haus. Giuseppas Zeitvertreib sind die Rosen davor. Das Paar ist über 55 Jahre verheiratet und macht noch immer einen verliebten Eindruck. Ihr grösster Stolz sind die Kinder. Beide haben sich längst assimiliert und ihren Weg gefunden. Der Sohn lebt mit seiner Familie in Rom und arbeitet als Journalist für die Zeitung «La Repubblica». Die Tochter ist an einem Kulturinstitut in Trient tätig.

Auch Giuseppa empfindet der Schweiz gegenüber Dankbarkeit. Sie sei dort als Mensch gewachsen und gereift, sagt sie. «Hätte ich mein ganzes Leben in Linguaglossa verbracht, wäre mein Horizont sehr beschränkt geblieben.» Die beiden haben einen bemerkenswerten sozialen Aufstieg geschafft. Während ihre Eltern in ärmsten Verhältnissen lebten, gehören sie heute zu den Bessergestellten im Ort.

Aus ihrer heutigen Zufriedenheit heraus schauen auch sie grosszügig über unschöne Ereignisse hinweg. Ihr Sohn Concetto hat kürzlich ein kritisches Buch über das Schicksal italienischer Migranten zur Zeit der Schwarzenbach-Initiative geschrieben. Der Mutter war dies erst gar nicht recht. Sie bat ihn, nichts Schlechtes über die Schweiz zu schreiben. Ihnen sei es dort gut ergangen, und sie wollten nicht undankbar sein, betonen beide auch während unseres Gesprächs immer wieder.

Die meisten ehemaligen Gastarbeiter sprechen nicht gerne über Diskriminierung und Fremdenhass. Unangenehme Erlebnisse werden nur angetönt und gleich schöngefärbt. Die Realität war aber leider oft unschön – auch wenn man sich das heute, wo die Italiener vorbildlich integriert sind und die Schweizer Kultur entscheidend mitprägen, kaum mehr vorstellen kann. Bevor sie in den achtziger Jahren zu unseren «Lieblingsausländern» avancierten und andere Zuwanderer die Rolle der fremden Sündenböcke übernahmen, waren viele Schweizer der Ansicht, dass die Italiener «dreckig», «laut» und «nicht assimilierbar» seien. Sie mussten sich an der Grenze erniedrigende medizinische Untersuchungen gefallen lassen. Man vermietete ihnen keine Wohnungen. Auf der Strasse wurden sie schief angesehen oder gar als «Sau-Tschinggen» beschimpft, und an einigen Schweizer Lokalen hingen gar Schilder, auf denen stand: «Für Hunde und Italiener verboten.»

«Die ungebildeten Leute hatten damals Angst vor uns», sagt Carmelo. «Leider haben wir selber wenig aus unserer Geschichte gelernt. Migranten aus ärmeren Ländern sind heute in Italien in einer ähnlichen Situation. Wie einst Schwarzenbach schüren Populisten wie Matteo Salvini hierzulande nun die Angst vor Fremden.»

Bartolo Ricchiuto und Filomena Esposito kehrten im Jahr 2000 nach über zwanzig Jahren in Glarus nach Tiggiano an der Südspitze Apuliens zurück. Ihre Familie wurde dabei zerrissen, und auch ihre Ehe wäre fast daran zerbrochen. Der älteste Sohn war damals 21. Die Schweiz war sein Zuhause, und er weigerte sich, mitzukommen. Auch der 17-jährige Zweitgeborene wollte nicht weg, hatte als Minderjähriger aber keine Wahl. Nach dem Abschluss der Lehre zog aber auch er wieder nach Glarus und lebt seither dort mit dem älteren Bruder zusammen. Nur der

Jüngste konnte sich als Nachzügler einigermaßen gut an die neue Umgebung anpassen.

Bartolo Ricchiuto auf seinem Stück Land in Apulien.

Bartolo Ricchiuto auf seinem Stück Land in Apulien.

Fotos erinnern an glücklichere Zeiten, in denen die Familie noch zusammen in Glarus lebte.

Fotos erinnern an glücklichere Zeiten, in denen die Familie noch zusammen in Glarus lebte.

Bartolo hält sich auch als Rentner beschäftigt. Er fährt jeden Morgen mit der Ape zu seinen Olivenbäumen.

Bartolo hält sich auch als Rentner beschäftigt. Er fährt jeden Morgen mit der Ape zu seinen Olivenbäumen.

Im Reihenhaus der Eltern in dem kleinen Küstenort südlich von Lecce hängen überall Fotos der drei Söhne. Die Trennung habe ihr das Herz gebrochen, klagt Filomena. Auch Bartolo leidet darunter, auch wenn er es weniger zeigt als seine Frau.

Er kam als 17-Jähriger 1970 zum ersten Mal in die Schweiz. Anfangs stand er den ganzen Tag mit dem Presslufthammer auf der Strasse. Dann bekam er etwas bessere Jobs bei derselben Baufirma. Nach dem Militärdienst arbeitete Bartolo eine Weile als Busfahrer in Apulien. Er mochte die Arbeit, wurde aber kaum je bezahlt, und so zog er 1978 erneut in die Schweiz. Er fand Arbeit bei der Kehrtafelfabrik. Danach bei einem Floristen. Dann wieder auf dem Bau und schliesslich in einer Zahnradfabrik. Bevor er im Winter zurückfuhr, suchte er jeweils eine Stelle für die nächste Saison. «Das war damals leicht, überall wurden Arbeiter gesucht», erzählt der 66-Jährige.

1979 lernte er Filomena kennen. Sie wurde schwanger, und die beiden heirateten. Zwei Jahre später erhielt Bartolo die Aufenthaltsbewilligung und holte Frau und Kind nach Glarus. Auch sie fand dort schnell Arbeit. Zuerst als Näherin, später bei einem Elektronikhersteller. Als der zweite Sohn geboren wurde, hörte sie auf zu arbeiten. Sie engagierte sich aber als Freiwillige in der katholischen Kirchgemeinde der Italiener, die für die Gastarbeiter ein wichtiger Treffpunkt war. «Ich hatte ein phantastisches Leben», schwärmt die 64-Jährige, während wir in einem Restaurant mit Blick auf das Ionische Meer Pizza essen. «Mir gefiel ganz einfach alles in der Schweiz. Vor allem aber das Klima und die Berge!»

Bartolo hatte mehr Sehnsucht nach Italien. Auch er war aber glücklich in der Schweiz, die er seine «zweite Heimat» nennt. Er spielte im lokalen Fussballklub und trainierte dort auch die Junioren. Sie seien gut integriert gewesen, betont er. Das Paar verkehrte in Glarus aber fast ausschliesslich mit anderen Italienern oder einigen Spaniern und Portugiesen, die sich italienischen Sportvereinen und Kirchgemeinden angeschlossen hatten. Wie die meisten Zuwanderer der ersten Generation lebten sie in einer Art Parallelwelt. Sie blieben unter sich, weil es einfacher war oder weil sie sich nicht willkommen fühlten. Nach über zwanzig Jahren in der Schweiz spricht Bartolo wie viele Rückkehrer kaum Deutsch.

Die Gastarbeiter blieben Fremde am neuen Ort, weil sie eigentlich nicht lange bleiben wollten. Für viele wurde der Aufenthalt dann aber doch langfristig oder gar endgültig, weil ihre Kinder gut eingegliedert waren und nicht mehr weg wollten. Während die meisten Portugiesen und Spanier noch während des Erwerbslebens in ihr Land zurückkehrten, neigten die Italiener eher dazu, in der Schweiz zu bleiben oder sie erst nach dem Erreichen des Rentenalters zu verlassen.

Nach jahrzehntelanger Abwesenheit mussten manche Rückkehrer dann feststellen, dass sich die Heimat verändert hatte und sie sich dort nicht mehr so heimisch fühlten, wie sie gedacht hatten. Bartolo hatte gegen den Willen seiner Frau und

seiner Söhne entschieden, nach Apulien zurückzukehren, weil man ihm hier eine gut bezahlte Stelle in einer Schiffswerft angeboten hatte. Er wurde dann aber einmal mehr nur teilweise bezahlt, und die finanzielle Lage der Familie wurde schnell prekär. Wie die meisten Gastarbeiter hatte Bartolo das in der Schweiz verdiente Geld fast gänzlich in den Bau eines Hauses investiert und verfügte über wenig Ersparnes.

Gleichzeitig fiel seine Frau in eine Depression. «Mein Herz war in der Schweiz geblieben», sagt Filomena. «Ich kannte hier niemanden mehr, und der Alltag in dem kleinen Ort langweilte mich.» Sie habe sich wie eine entwurzelte Pflanze gefühlt, die langsam eingegangen sei. Ihr Mann habe das nicht verstanden, sagt sie vorwurfsvoll. Die Beziehung litt schwer darunter. Die beiden lebten eine Weile getrennt und dachten an Scheidung. Mittlerweile haben sie sich wieder zusammengerauft. Nicht zuletzt ein schwerer Autounfall ihrer Söhne, infolge dessen der Älteste im Rollstuhl sitzt, hat die Eltern wieder zusammenrücken lassen.

Aus finanzieller Not entschied Bartolo 2010, noch einmal auf Arbeitssuche in die Schweiz zu gehen. Filomena blieb vorerst zurück, weil der Jüngste kurz vor dem Schulabschluss stand. Der damals 55-jährige Bartolo fand Arbeit als Maurer in einem Betrieb, in dem er früher schon einmal gearbeitet hatte. Die Bedingungen hatten sich seither jedoch deutlich verschlechtert.

Die Erdölkrise von 1973 und die darauffolgende Rezession hatten viele italienische Gastarbeiter zur Rückkehr gezwungen. Mit der verbesserten Wirtschaftslage nahm die Immigration in die Schweiz in den achtziger Jahren zwar wieder zu, diversifizierte sich aber stark. Die Zuwanderung aus Italien ging zurück, diejenige aus Portugal und der Türkei nahm zu. In den neunziger Jahren kamen dann vornehmlich Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien hinzu.

Nach dem Jugoslawienkrieg sei die einst von den Italienern dominierte Bauwirtschaft von Albanern aus Kosovo überschwemmt worden, erzählt Bartolo. Statt 29 Franken pro Stunde habe er plötzlich nur noch 16 Franken verdient. Und dies, obwohl die Lebenskosten stark gestiegen seien. Bartolo wäre trotzdem gerne in der Schweiz geblieben. Nach drei Jahren hatte er jedoch einen Arbeitsunfall und musste am Knie operiert werden. Dabei wurde zufällig ein ernsthaftes Rückenleiden entdeckt, und kurz darauf hatte er einen Herzinfarkt.

Der Südtaliener stellte einen Antrag auf Invalidenrente. Dieser wurde abgelehnt, und zehn Tage später erhielt er den Bescheid, dass er die Schweiz verlassen müsse. «Das ist die Schweizer Mentalität», sagt er zerknirscht. «Es interessiert niemanden, dass du jahrelang hart gearbeitet und Steuern bezahlt hast. Wenn du krank wirst, wird dein Aufenthaltsrecht nicht mehr verlängert.»

Bartolo setzte sich rechtlich zur Wehr. Von der Gemeinde erhielt er dann tatsächlich auch eine neue Aufenthaltsgenehmigung. In der Zwischenzeit war jedoch die Frist zur Beantragung von Arbeitslosenunterstützung abgelaufen. Da gab er sich geschlagen und kehrte nach Tiggiano zurück. Hier erreichte ihn später der Entscheid, dass er doch Anspruch auf eine Invalidenrente gehabt hätte. Seine Aufenthaltsbewilligung war in der Zwischenzeit aber bereits wieder abgelaufen, und er konnte nicht mehr zurück nach Glarus.

Die bürokratische Odyssee hat seinem sonst heiteren Gemüt zugesetzt. «Wir wissen, dass in Italien nichts funktioniert, aber von der Schweiz hätte ich etwas anderes erwartet», sagt Bartolo. Seit er im letzten Jahr das Pensionsalter erreicht hat, erhält er immerhin eine Schweizer Rente von 1460 Franken im Monat. Die erleichtert sein Leben ungemein.

Er will deshalb auch nicht mehr über Vergangenes sinnieren. Er genießt nun das, was ihm in der Ferne gefehlt hat: die Wärme

der Menschen und die Natur. Mit seiner knallblauen Ape, dem für Italien typischen dreirädrigen Kleintransporter, fährt er jeden Morgen zu einem Stück Land, das er von seinem Vater geerbt hat. Darauf stehen 22 Olivenbäume und ein riesiger Gemüsegarten, aus dem er nicht nur den eigenen Haushalt, sondern auch Verwandte und Freunde versorgt. Am Nachmittag spielt er mit Freunden Karten in der Bar. «Wenn ich wählen könnte, ginge ich zurück in die Schweiz», sagt Bartolo. «Ich fühle mich aber auch wohl in Tiggiano.» Seine Frau hadert mehr mit dem Schicksal. Sie würde alles hergeben, wenn sie wieder in Glarus in der Nähe der Söhne leben könnte.

Giuseppina Grasso ist 1964 im Alter von 17 Jahren in die Schweiz ausgewandert und bis zu ihrer Pensionierung dort geblieben. 46 Jahre lang lebte sie in Zürich. Das merkt man ihr an. Von allen Rückkehrerinnen ist sie mit Abstand die «schweizerischste». In frappantem Kontrast zu der überschwänglichen Gastfreundschaft der anderen Gesprächspartner wahrt sie während des Treffens in ihrer Wohnung in Lentini, einer Stadt südlich von Catania, höfliche Distanz – wie in der Schweiz eben üblich. «Ich bin in der Schweiz geformt worden», sagt die 73-Jährige und lacht. «Ich mag Ordnung und Pünktlichkeit. Meine Verwandten sagen mir oft, ich sei keine richtige Italienerin mehr.»

Giuseppina Grasso vor ihrer «Schweizer Erinnerungsecke».

Giuseppina Grasso vor ihrer «Schweizer Erinnerungsecke».

Aussicht von ihrem Haus in Sizilien, das sie mit Nichten und Neffen bewohnt.

Aussicht von ihrem Haus in Sizilien, das sie mit Nichten und Neffen bewohnt.

Giuseppina und ihre vier Schwestern waren allesamt als Teenager in die Schweiz emigriert. Die Mehrheit der Gastarbeiter waren unverheiratete junge Männer. In der Nachkriegszeit zogen aber auch erstaunlich viele Südtalienerinnen auf der Suche nach Arbeit Richtung Norden. Anfang der siebziger Jahren arbeiteten über 70 000 Italienerinnen in der Schweiz. Einige von ihnen verliebten sich in Schweizer und blieben. Andere heirateten Landsleute und kehrten in die Heimat zurück, als sie Kinder bekamen oder diese grösser wurden.

Auch Giuseppinas Schwestern zogen eine nach der anderen zurück nach Sizilien, und sie blieb schliesslich alleine in Zürich zurück. «Ich hatte mich gut integriert», erzählt die Rentnerin stolz. «Mein Vater war ein einfacher Mann, konnte anders als viele in seiner Generation aber lesen und schreiben. Er hat uns eingebleut, in der Schweiz so schnell wie möglich Deutsch zu lernen. Sprache ist wichtig. Wenn man nicht mit den Leuten reden kann, kapselt man sich ab, und das haben leider viele Italiener getan.»

Nach Anstellungen in Druckereien und Verlagen fand Giuseppina eine gutbezahlte Stelle bei einer Versicherung. Sie mochte ihren Chef und ihre Kolleginnen. Sie hatte Schweizer Freundinnen, mit denen sie sich zum Sport oder zum Grillieren im Schrebergarten traf. Sie fühlte sich in der Schweiz wohl. In Sizilien seien Frauen in den sechziger Jahren noch völlig abhängig von ihren Vätern oder Ehemännern gewesen, erzählt sie. In der Schweiz hingegen hätten Frauen arbeiten und in der Freizeit auch alleine etwas unternehmen können. Giuseppinas grosse Leidenschaft war das Reisen. An Wochenenden und in den Ferien entdeckte sie am liebsten neue Städte oder ferne Länder.

Die meisten Südtalienerinnen genossen die grössere Freiheit in der Schweiz. Sie beurteilen das Leben im Gastland durchs Band positiver als ihre Männer, und auch Studien zeigen, dass italienische Migranten eher zu einer Rückkehr in die Heimat neigten als italienische Migrantinnen.

Entscheidend bei der Frage der Rückkehr ist meist die familiäre Situation. So war es auch bei Giuseppina. Als Alleinstehende ohne eigene Kinder hängt sie sehr an ihren Geschwistern und deren Kinder und Enkelkinder. «Ich hatte in Zürich zwar viele Freunde, aber Familie ist etwas anderes», sagt sie mit Nachdruck. Giuseppina hätte selbst gerne eine Familie gehabt. «Als ich jung war, wollte ich aber erst einmal die Welt entdecken. Und dann war es als selbständige Frau in meiner Generation gar nicht so einfach, einen Mann zu finden. Die meisten wollten ein Heimchen am Herd. Darauf hatte ich keine Lust.»

Mit zwei ihrer Schwestern hat sie am Rande von Lentini ein modernes Dreifamilienhaus bauen lassen. Nun lebt sie in der Wohnung im zweiten Stock. Über und unter ihr wohnen eine Nichte und ein Neffe mit ihren Familien. Die Kinder gehen bei der «zia» ein und aus. Auch während unseres Gesprächs streckt immer wieder einmal jemand den Kopf zur Tür herein.

Manchmal vermisse sie die Schweiz schon, sagt die Rentnerin. Sie fühle sich in der Heimat aber wieder richtig wohl. «Ich bin weniger einsam als in Zürich. Ich habe fast immer Leute um mich, und wenn ich mich einmal langweile, mache ich einen Spaziergang. In Lentini kennt jeder jeden, und jeder hat Zeit für einen Kaffee und einen Schwatz. In Zürich hat man Bekannte nicht einfach so in der Migros oder beim Metzger getroffen. Man

musste sich verabreden, und das war kompliziert, weil alle so beschäftigt waren.»

Giuseppina hat noch Kontakt zu ehemaligen Kolleginnen und Freundinnen in der Schweiz. Sie liest zudem regelmässig Schweizer Zeitungen online und auch firmeninterne News, damit sie weiss, was am alten Arbeitsplatz so läuft.

Nach fast fünfzig Jahren Berufstätigkeit in der Schweiz bekommt die Sizilianerin 2700 Franken AHV und Pension im Monat. In Lentini könne sie damit sehr gut leben, sagt sie. In Zürich wäre es wegen der hohen Mieten und der Krankenkassenbeiträge hingegen schwierig geworden. Auch aus finanziellen Gründen sei die Rückkehr deshalb vernünftig gewesen.

Nach einem halben Jahrhundert sei das Sich-wieder-Einleben aber schon ein kleiner Kulturschock gewesen, gibt sie zu. Die italienische Bürokratie sei ein Desaster. Um ein Dokument zu bekommen, müsse man auf vier verschiedene Behörden rennen und überall etwas dafür bezahlen, sagt sie. Auf ihren neuen Führerschein habe sie drei Monate gewartet. Seit ihrer Rückkehr seien aber mehr als neun Jahre vergangen, und sie habe gelernt, sich weniger aufzuregen, sagt sie schmunzelnd. Tatsächlich kann sie mittlerweile sogar herzlich über gewisse Absurditäten in ihrem Land lachen.